

Technische Untersuchung eines Hallstattzeitlichen Dolches von Estavayer-le-Lac

Autor(en): **Hundt, Hans-Jürgen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della
Società svizzera di preistoria**

Band (Jahr): **52 (1965)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-115054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HANS-JÜRGEN HUNDT

TECHNISCHE UNTERSUCHUNG EINES HALLSTATTZEITLICHEN DOLCHES
VON ESTAVAYER-LE-LAC

Im Jahre 1962 wurde im Wasser des Neuenburger Sees ein eiserner Dolch der Hallstattzeit gefunden und im gleichen Jahr von O. Perler publiziert¹. Die in der Werkstatt des Bernischen Historischen Museums konservierte Waffe wurde mir nach der genannten Publikation zu einer Röntgenuntersuchung übergeben². Dolch und Scheide wurden von D. Ankner mit dem 200 KV Grobstrukturgerät des Römisch-Germanischen Zentralmuseums untersucht. Der Dolch von Estavayer-le-Lac ist der besterhaltene aller bisher bekannten Antennendolche. Die bei seiner Untersuchung gewonnenen technologischen Ergebnisse dürften exemplarische Bedeutung für diese Waffengattung haben. O. Perler standen für die Erstpublikation keine Röntgenbilder zur Verfügung, und so ist es verständlich, daß ich in zahlreichen Punkten zu abweichenden bzw. neuen Ergebnissen kam. Die Bedeutung des Gegenstandes, die eine Neuvorlage des Dolches rechtfertigt, mag mich beim geneigten Leser vom Verdacht kleinlicher Betterwisserei freisprechen.

In Abb. 1 sind Dolch und Scheide in mehreren Ansichten und Details gezeichnet. Abb. 1, 4-6 gibt in technischer Zeichnung die Auswertung der zahlreichen Röntgenaufnahmen. Auf die autotypische Wiedergabe der Röntgenbilder wurde hier verzichtet, da es eine Eigenschaft der Radiographien ist, daß sie alle Feinheiten eigentlich nur in der Direktbetrachtung am Leuchtschirm erkennen lassen, während eine Druckwiedergabe als Autotypie ohne Verlust wichtiger Einzelheiten nicht darstellbar ist.

Nach heutigem technischem Sprachgebrauch handelt es sich bei allen Teilen des Dolches und der Scheide, besonders aber bei der Klinge, um Stahl. Da der Wert des Objektes die Entnahme von Metallproben für Analysen verbot, mußte auf eine metallographische Untersuchung der Metallstruktur verzichtet werden. Wir sprechen daher im Verlaufe der folgenden Ausführungen in herkömmlicher Weise immer von Eisen.

DER DOLCH

Wie schon O. Perler richtig erkannte, ist die Dolchklinge mit der Griffangel aus einem Vierkantstab geschmiedet worden. Die Schultern der Klinge sind rechtwinklig gegen die Griffangel abgesetzt. Die Klinge hat hier eine Breite von 3,8 cm. Bis zur Hälfte nimmt die Breite nur wenig ab, um sich dann bis zur nadelscharfen Spitze schnell zu verjüngen. Die Vorder- und Hinterkante der Griffangel setzen sich als schmale, aber deutliche Mittelgrate auf der Klinge fort und führen bis zur Spitze. Die Schneiden sind angeschliffen und heute noch messerscharf. Während O. Perler glaubte, daß der gerippte Mittelwulst des Griffes seine Entstehung einer Stauchung des Griffstabes verdankt, ergab die Röntgenuntersuchung, daß dieser Wulst für sich geschmiedet und auf die nach oben zu leicht verjüngte Griffangel aufgeschoben und angeschmiedet wurde (Abb. 1, 4). Wahrscheinlich hat man einen Eisenstab halbrund geschmiedet, gebogen und um die Griffangelmitte herumgeschmiedet, wobei die Naht so verarbeitet wurde, daß sie dem Auge heute nicht mehr erkennbar ist. Die feine Rippung ist mit einiger Sicherheit erst angebracht worden, als der Wulst schon fest an seiner endgültigen Stelle saß. Als Parierstange sitzen am Oberende der Klinge zwei flache Eisenbänder, die beidseits durch zwei Linien gesäumt sind. Die Klinge ist rechts und links der Griffangelwurzel rund gelocht. Durch diese Löcher sind die beiden Bänder mit Vierkantnieten festgenietet. Die Köpfe dieser Niete sind flachgehämmert und rund, während die Schäfte quadratischen Querschnitt besitzen, der erheblich geringer ist als die breiten Nietköpfe zunächst vermuten lassen (Abb. 1, 4). Die beiden Eisenbänder der Parierstange überragen die Schneiden um etwa 1,5 mm, um sich hier in rechtwinkligem Abbruch zu dünnen Nietfortsätzen von D-förmigem Querschnitt zu verjüngen (Abb. 1, 4-5a). Diese Nietfortsätze der Vorder- und Rückseite ergeben in der Zusammenfügung die Nietschäfte, die auf jeder Seite je einen profilierten Knopf tragen. In der Aufsicht sind die Nähte der beiden Hefthälften noch in der Mitte der Knöpfe zu erkennen (Abb. 1, 2). Die genannten Knöpfe sind aus profiliertem Eisenstab um die beschriebenen Endnieten des Heftes herumgeschmiedet und gegen sie vernietet. Die Nähte dieser

¹ JbSGU 49, 1962, 25 ff.; vgl. auch W. Drack, Ältere Eisenzeit der Schweiz, Die Westschweiz, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz Heft 4, 1964, 19.

² Frl. H. Schwab und Chr. Strahm sei für die freundliche Vermittlung der Erlaubnis zu dieser Untersuchung gedankt.

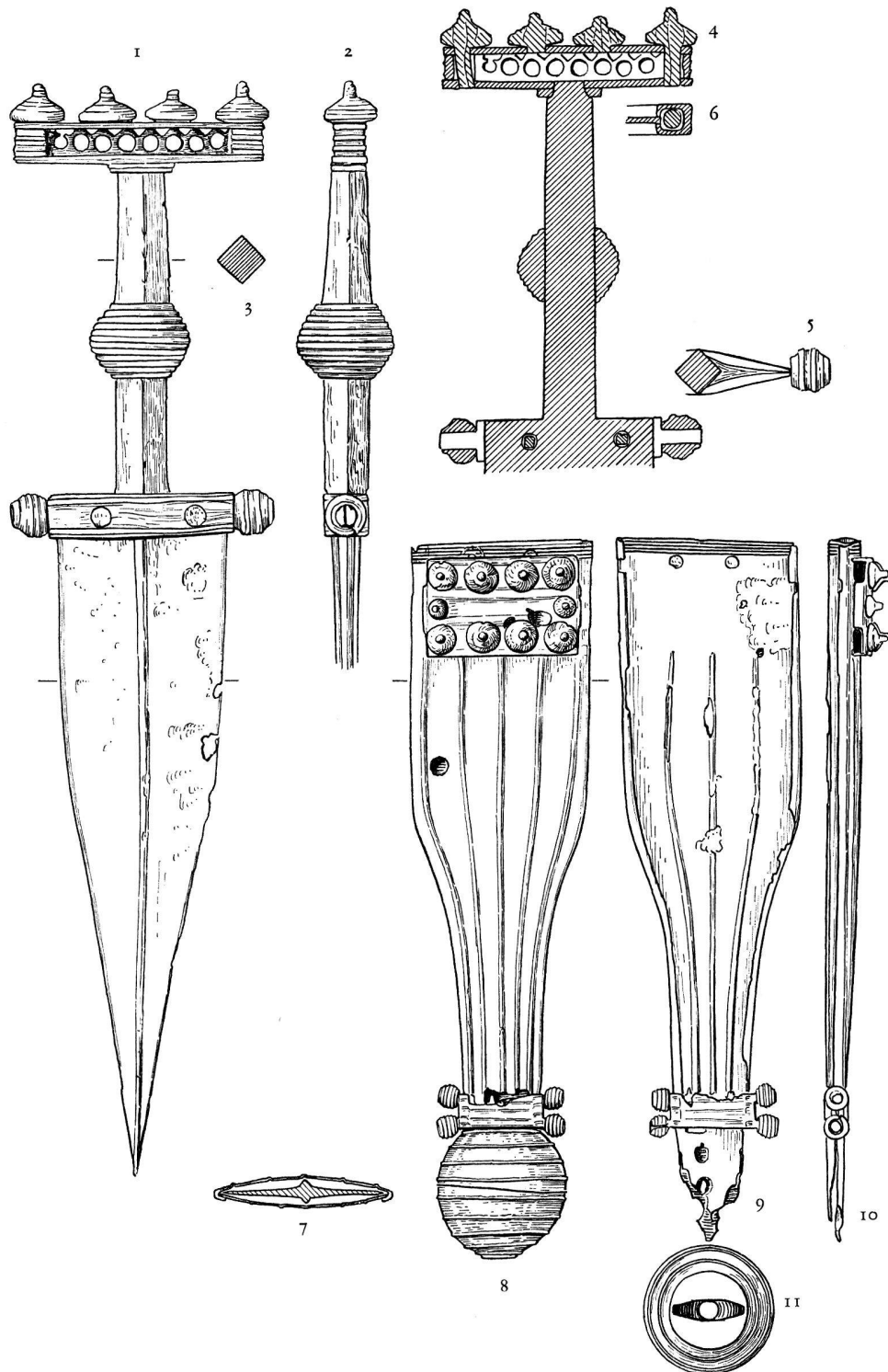


Abb. 1. Der hallstattzeitliche Dolch von Estavayer-le-Lac FR. – Maßstab 2:3.

Knöpfe sind nicht feuergeschweißt, vielmehr sind sie noch klar erkennbar (Abb. 1, 2). Die Zusammensetzung des Knaufabschlusses ist doch komplizierter, als dies O. Perler mangels Röntgenuntersuchung ahnen konnte. Die vierkantige Griffangel verjüngt sich an ihrem Ober-

ende plötzlich, wie der Querschnitt von Abb. 1, 4 deutlich erkennen läßt. Hier ist zunächst ein rechteckiges Eisenblech mit außen profilierter Kante aufgesetzt. Darauf folgt das schlank-rechteckige Grundblech der rahmenartigen Knaufzier, in dessen Mittelloch das Ende der

Griffangel vernietet ist. Die aufrecht stehende, durch runde und an der Oberkante dreieckige Ausschnitte verzierte Mittelwand der Knaufzier ist mit dem Grundblech nicht verschweißt oder verlötet. Sie wird rechts und links durch schmale Schlitzlöcher kleiner viereckiger Kästchen an ihrem Platz gehalten. Diese «Kästchen» sind aus außen profiliertem Eisenband geschmiedet. Das schlank-rechteckige Deckblatt der Knaufzier deckt von oben diese Kästchen und die Mittelwand ab. Diese Deckplatte ist in regelmäßigen Abständen viermal gelocht. Durch die Löcher an den Enden führen die beiden Nietschäfte der beiden äußersten Kegelknöpfe. Die Schäfte gehen durch entsprechende Löcher im Grundblech und sind in diese vernietet. In die beiden inneren Löcher des Deckblechs sind zwei gleich geformte Kegelknöpfe vernietet (Abb. 1, 4 u. 6). Die Herstellung der Kegelknöpfe konnte nicht mit absoluter Gewißheit ermittelt werden, doch läßt eine schwache Streifung auf dem Röntgennegativ vermuten, daß diese Knöpfe aus Eisenband um einen Runddraht herum geschmiedet wurden. Diese Arbeit geschah natürlich am glühenden Eisen, und während der Schmiedeverformung zum Kegelknopf vereinigten sich Runddraht und Knopfäußeres in Art einer Feuerschweißung so intensiv, daß das Röntgenbild die alten Grenzen nur als leichte Schlieren erkennen läßt (Abb. 1, 4).

Zur Herstellung des Dolches wurden außer der Klinge mit der Griffangel 17 Einzelteile benötigt, die durch 11 Nietungen vereinigt wurden.

DIE DOLCHSCHEIDE

Die Scheide folgt im Umriß der Form der Klinge. Sie ist aus zwei leicht gewölbten Scheidenblechen geschmiedet, deren Äußeres um die Kanten der Rückseite gebördelt ist (Abb. 1, 7). Die Vorderseite trägt 5, die Rückseite 3 feine Rippen. Die Mittelrippen beider Seiten entsprechen dem Verlauf der Klingenspitze und haben so vielleicht mit zu deren Führung in der Scheide beigetragen (Abb. 1, 7). Die anderen Scheidenrippen sind leicht geschweift (Abb. 1, 8–9). Auf der Rückseite endet die Rippung 2,5 cm unterhalb des Scheidenmundes. Dieser wird sowohl auf der Vorder- wie auf der Rückseite von einem Band aus 4 horizontalen Linien begleitet. Wenige Millimeter unter dem Scheidenmund sitzen sowohl auf der Vorder- wie auf der Rückseite der Scheide je zwei Niete. Ihr Abstand voneinander beträgt 12 mm von Mitte zu Mitte. Ihre Köpfe sind völlig flach mit der Oberfläche der Scheidenbleche

verhämmer (Abb. 1, 8–9.) Auf der Scheidenvorderseite laufen die eben geschilderten Zierlinien ungebrochen über die Nietköpfe hinweg; auf der Rückseite sitzen die Nietköpfe unter dem Linienband. Im Scheideninneren sind die Enden dieser vier Niete leicht behämmer. Die Nietköpfe ragen aber ein wenig über die Bleche hinaus. Es kann hiernach keinen Zweifel daran geben, daß die Niete im Scheideninneren einen dünnen Belag aus organischem Material gehalten haben, der heute völlig vergangen ist. Wir kennen solches Scheidenfutter aus der Bronzeblechscheide eines Antennendolches aus einer Nachbestattung des Grabhügels Nr. 4 bei der Heuneburg³. Hier bestand er aus hautartig dünner Birkenrinde. Er wurde in dieser Scheide nicht durch Niete gehalten, war also wohl mit einem Harz angeklebt. Beim Dolch von Estavayer dürfte das Futter mit einiger Wahrscheinlichkeit aus Leder bestanden haben. Das Futter muß bereits an die beiden Bleche angepaßt und angenietet worden sein, bevor die Scheide zusammengefügt wurde. Vielleicht wurden die Außenkanten des Futters zu besserem Halt beim Zusammenfügen der Scheide von der Kantenbördelung miterfaßt.

Unter dem Linienband des Scheidenmundes trägt die Vorderseite der Scheide eine Riemenhalterung. Sie besteht aus einem rechteckigen, flachen Kästchen aus Eisenblech, das nach unten offen ist und an beiden Schmalseiten an den Ecken Öffnungen für den Durchzug von Riemen freiläßt (Abb. 1, 8 u. 10). Die Oberfläche dieses Bleches zeigt vier horizontale, flache Rippen. In der Mitte der Schmalseiten und unmittelbar neben den Kanten sitzt auf jeder Seite eine kleine Kegelniete, die die ganze Haltevorrichtung mit dem Scheidenblech durch Vernietung verbindet. Die Nietschäfte, die für das Auge nicht sichtbar sind, waren klar im Röntgenbild erkennbar. Entlang der Ober- und der Unterkante des Riemenhalters sind je vier größere Kegelnieten befestigt (vgl. Abb. 1, 8). Sie gehen jedoch nicht bis zum Scheidenblech, sondern sind nur gegen das Deckblech des Riemenhalters vernietet. Die Form dieser Kegelnieten entspricht denen der Knaufzier des Dolches, doch sind sie etwas kleiner als diese. Sie werden in gleicher Weise hergestellt worden sein wie diese, doch ließ sich radiographisch hierfür kein schlüssiger Beweis erbringen. Nach der Konstruktion des Riemenhalters bot dieser Durchlaß für zwei schmale oder runde Riemen, die die Scheide wahrscheinlich auf einem breiten Leibgurt festhielten. Damit entspricht dieser Riemenhalter denen anderer Antennendolche mit Eisenblechscheide⁴, doch konnte die Konstruktion solcher Riemenhalter aus Eisen bisher noch nie so klar beobachtet werden. Die Bronzeblechscheide des oben genannten Dolches aus dem Hügel Nr. 4 bei der Heuneburg zeigt die gleiche Vorrichtung, doch besteht sie hier aus Bronzeblech. Auch sie besitzt nur zwei parallele Durchlässe für zwei schmale Riemen.

³ Dolch aus einer Nachbestattung in Hügel Nr. 4 bei der Heuneburg. Grabung S. Schiek, Tübingen, noch unveröffentlicht. Das Birkenrindenfutter wurde bei der Konservierung des Dolches im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz festgestellt.

⁴ A. Rieth, Die Eisentechnik der Hallstattzeit, 1942, 49, Abb. 34.

Ob auf der Rückseite der Scheide von Estavayer ursprünglich auch ein Beschlag gesessen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Für die Annahme eines solchen würde sprechen, daß die drei Scheidenrippen in Höhe der Unterkante des Riemenhalters enden (vgl. Abb. 1, 9).

Die Scheidenbleche enden unten nicht in geradem Abschluß. Da sie in die Ortbandkugel hineinreichten und hierdurch nicht sichtbar waren, beließ sie der Waffenschmied in der unregelmäßig zipfligen Form, die sie beim Ausschmieden erhalten hatten. Unmittelbar über dem Kugelortband werden die Scheidenbleche durch eine Manschette zusammengehalten. Diese besteht aus zwei schmalen, leicht gerippten Eisenblechen, die an den Ecken ihrer Schmalseiten zu kleinen Stiften ausgeschmiedet sind. Diese Stifte sind bei der Montage der Manschette zu Nieten zusammengeschmiedet worden, auf die vier gerippte Knöpfe aufgeschoben und angenietet wurden. Es handelt sich hier also um die gleiche Technik wie bei der Endverfestigung der Parierstange des Dolches selbst. Auch die Knöpfe der Scheidenmanschette sind aus Stücken profilierten Eisenbandes hergestellt, das um die Nieten herum geschmiedet worden ist, wobei die Naht offen blieb, was heute noch deutlich erkennbar ist (vgl. Abb. 1, 9).

Das Kugelortband ist aus zwei sphärischen Eisenblechen zusammengesetzt. Jede der beiden Hälften wird von mehreren horizontalen Rippen umzogen. Wahrscheinlich sind diese Rippen bereits beim Ausschmieden der beiden Halbkugeln hergestellt und nachher durch Feilen nachprofiliert worden. Die Ränder der Halbkugeln waren wahrscheinlich bei Abschluß des Treibens leicht wellig und mußten aufeinander eingeschliffen werden. Hierbei ergab sich eine deutlich schiefe Grenze zwischen beiden Halbkugeln (Abb. 1, 8). Die Halbkugeln waren nicht, wie O. Perler annimmt, übereinandergehämmert⁵, sondern durch eine Hartlötung miteinander verlötet. Diese Hartlotnaht, die in ihrer nicht korrodierten Glätte unter der Lupe stark gegen die leicht rostgenarbte Eisenoberfläche der Halbkugeln kontrastiert, führte O. Perler zu der falschen Deutung, daß die Kugelhälften «an ihrem Berührungspunkt durch einen schmalen Bronzering verstärkt» seien. Das Innere des Ortbandes wurde von uns ausgeleuchtet und mit einem optischen Spezialgerät rundum untersucht. Hierbei zeigte sich, daß die ganze Innenfläche der Kugel mit dem gelben Lotmetall in einer sehr dünnen Schicht ausgeschwemmt ist. Die Oberseite der Kugel besitzt einen Schlitz, in den die Scheide mit ihren Endlappen genau eingepaßt war (Abb. 1, 9 u. 11). Die Außenkanten des genannten Schlitzes wie auch die Unterseite der Scheidenmanschette zeigen noch geringe Spuren eines gelben Lötmetalls. Die Ortbandkugel war also durch Hartlötung an der Scheide befestigt. Auf der Unterseite besitzt die Kugel eine runde Öffnung von 4 mm Durch-

messer, die bei der Auffindung des Dolches unverschlossen war. Ganz ähnlich gestaltete eiserne Dolchortbänder besitzen an dieser Stelle einen kleinen Knopf oder Doppelknopf aus Metall. Vielleicht bestand der Verschlussknopf auch unseres Ortbandes aus Eisen, er kann jedoch auch aus Holz oder Horn bestanden haben. Bei der Konservierung des Dolches in der Werkstatt des Bernischen Historischen Museums zeigte es sich, daß die Kugel mit einem dunkelroten Pulver gefüllt war, das beim Schütteln herausfiel. Dieses Pulver konnte von Anfang an nicht einfach als Rostansammlung gedeutet werden. Der Dolch von Estavayer-le-Lac ist der besterhaltene Antennendolch der späten Hallstattzeit. Seine Oberfläche trug, wie ein Zustandsbild vor der Konservierung zeigt⁶, nur eine ganz dünne Rostschicht, die von einer Lage Seekreide überzogen war. Die Lagerungsbedingungen des Dolches auf dem Grund des Sees müssen also einer Erhaltung desselben außerordentlich günstig gewesen sein. Es ist nicht denkbar, daß sich unter diesen Umständen die ganze Ortbandkugel mit einem ganz gleichmäßigen Eisenoxypulver hätte füllen können. Außerdem ist ja die Innenwandung der Kugel mit Lotmetall überzogen. Hier konnte sich also keine größere Rostmenge bilden. Gegen einfachen Rost sprach aber vor allem die gleichmäßige Pulverstruktur der schweren roten Masse. In dankenswerter Weise übergab uns H. Schwab eine Probe des Pulvers, die es D. Ankner erlaubte, eine Analyse durchzuführen. Sein Ergebnis sei nachfolgend zitiert:

«*Qualitativ* konnten in dem Pulver nachgewiesen werden: Eisen, Magnesium, Calcium und Karbonat. Mangan wurde nicht gefunden.

«*Quantitativ* wurden folgende Konzentrationen festgestellt: 59,1 % Fe, 0,8 % Mg, 0,9 % Ca und 2,5 % Feuchtigkeit.

Bei der Annahme, daß Eisen vor allem als Hämatit (Fe_2O_3) und sowohl Magnesium als auch Calcium als Karbonate vorliegen, ergibt sich folgende Zusammensetzung:

Fe_2O_3	84,5 %
MgCO_3	2,8 %
CaCO_3	2,2 %
Wasser	2,5 %
Total	92,0 %

Die fehlenden 8 % sind durch eine gleichzeitige Anwesenheit von Siderit (FeCO_3) neben Hämatit zu erklären.»

Das Ergebnis dieser Analyse bestätigte sich, als D. Ankner mit dem Röntgen-Feinstrukturgerät des Mineralogischen Instituts der Joh. Gutenberg-Universität in Mainz in der Probe Hämatit als solches nachweisen konnte.

Bei dem roten Pulver aus dem Ortband handelt es sich also um Hämatit. Eine Messung ergab eine durchschnitt-

⁵ JbSGU 49, 1962, 26.

⁶ JbSGU 49, 1962, Taf. 1, links.

liche Korngröße von 1μ . Hämatit ist ein sehr hartes Material und kommt in solch gleichmäßig feinkörniger Pulverform in der Natur nicht vor. Unser roter Staub ist also durch Mahlen von Erzstücken hergestellt worden. Hämatit ist der Menschheit seit der Steinzeit bekannt und wird gerne als Schminkestein benutzt. Ich glaube, daß der Besitzer des Dolches die Ortbandkugel zur Aufbewahrung eines roten Schminkepulvers benutzte. Das Loch an der Unterseite der Kugel war vielleicht mit einem profilierten Hartholzpflöckchen verschlossen, der jederzeit die Entnahme von Schminkepulver erlaubte. So ist es auch erklärlich, daß der Verschluß heute fehlt. Wir sahen, daß das Ortband durch Hartlöten aus zwei Hälften hergestellt und mit der Scheide verbunden worden ist. Diese Arbeiten sind sehr sorgfältig ausgeführt. Hätte man die Kugel dauerhaft verschließen wollen, so wäre dies gleichfalls haltbar in Hartlötung ausgeführt worden. Die runde Kugelöffnung zeigt aber keinerlei Lotreste.

Zur Herstellung der Scheide wurden 25 Einzelteile benötigt. Diese wurden durch 2 Kantenbördelungen, 18 Nietungen und 2 Hartlötlösungen zusammengefügt. Hierbei sind die 2 Lederblätter des Scheidenfutters und der Verschlußknopf des Kugelortbandes nicht mitgerechnet.

Außerordentliche Bedeutung kommt der Entdeckung einer Hartlötung an unserem Dolche zu. Dieser Dolch bietet zurzeit den ältesten Beleg für die Anwendung dieser komplizierten und schwierigen Verbindung zweier Eisenteile. Bisher gelang mir erst der Nachweis der Hartlötung für die frühe Latènezeit. Nach unserem Untersuchungsergebnis dürfen wir die Erfindung des Hartlötens nunmehr bis in die späte Hallstattzeit zurückdatieren.

Kehren wir zum Schluß noch einmal zu dem tiefroten Schminkepulver des Ortbandes zurück. Mag zunächst die Beobachtung desselben befremdlich erscheinen, so ist es

doch nicht das erste Mal, daß uns rotes Farbpulver in der späten Hallstattzeit begegnet. Im Grabhügel «Hohmichele» bei der Heuneburg fand sich vor einer Grabkammer ein Haaropfer in Gestalt eines kleinen menschlichen Zopfes, der mit einer fetthaltigen Schminke aus Eisenoxyd getränkt war⁷. Bei diesem Farbstoff handelte es sich nach der Analyse von W. Specht um Roteisenerz (Fe_2O_3), also wie bei unserem Dolch um ein rotes Eisenmineral gleicher Formel. Für eine Deutung des Sinngehaltes der roten Schminke vom Hohmichele bieten sich mehrere Möglichkeiten an. Da es sich um ein Totenopfer handelt, darf man dem Rot vielleicht die Bedeutung der Farbe des Todes beimessen. Wurde das Schminkepulver des Dolches für die Herstellung irgendeiner Art «Kriegsbemalung» benutzt, so würde auch hier das Rot als Farbe des Todes erklärbar sein. Diese Gedanken dürfen jedoch nur als mögliche Erklärung gelten. Wir wollen in diesem Zusammenhang noch darauf hinweisen, daß das gleiche dunkle Rot in der hier in Frage stehenden Hallstattzeit eine große Rolle bei der Verzierung der Grabkeramik spielt. Bei keramischen Versuchen im Römisch-Germanischen Zentralmuseum fand ich, daß sich die dunkelrote Gefäßfarbe durch Aufpolieren von Hämatitstaub auf die leicht genetzte, lederharte Oberfläche des Tons erzielen läßt. Farbe und Politur bleiben im Brand erhalten. Hier bleibt jedoch das Ergebnis von Analysen roter Hallstatt-Gefäßüberfänge abzuwarten. In jedem Fall darf heute schon als gesichert gelten, daß fein gemahlene Eisenoxyd in Gestalt von Roteisenerz oder Hämatit in der späten Hallstattzeit als Schminkefarbe verwendet worden ist.

Bildnachweis

Abb. 1. Zeichnung M. Naubereit, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz.

Adresse des Autors

Prof. Dr. Hans-Jürgen Hundt, Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz (Deutsche Bundesrepublik).

⁷ Riek-Hundt, Der Hohmichele. Röm.-Germ. Forschungen 25, 1962, 204, 211.